

BVO, MEIER UND ICH

DER AUTOR UND REGISSEUR ANDREAS LIEBMANN PROTOKOLLIERT SEINE EINJÄHRIGE BEGEGNUNG MIT DEM AN PARKINSON ERKRANKTEN PROFESSOR BENEDIKT VOLK ORLOWSKI, AUS DER EIN THEATERSTÜCK ENTSTANDEN IST.

MEIN PRÄHISTORISCHES HIRN

Eine Sprachtomographie für ein maßloses Organ

Premiere am 9.10.10, 18 Uhr
Universität, Hörsaal Rundbau,
Albertstr. 21
Text & Regie: Andreas Liebmann



DAS HIRN IST EIN WUNDER, EIN SENSITIVES INSTRUMENT, DEM DER MENSCH ERST EINMAL GERECHT WERDEN MUSS, BEVOR ER MIT TECHNISCHEN MITTELN EINGREIFT.

ERSTE BEGEGNUNG. BVO zeigt mir sein Büro, sein Kopf ist nach unten angewinkelt. Seine linke Seite zittert. Kein Wort von seiner Krankheit. Ihn interessiert die Kunst. Vor seinem Büro stehen Bilder herum. BVO hat eine eigene Methode entwickelt, Bilder herzustellen. Er bringt unter der Lupe Farbe auf 1000fach geschliffene Holzstücke auf. Die Schleifmethode: japanisch. Die Malmethode, die Farbmischungen: nach BVO. Auf ein bis zwei Meter Durchmesser vergrößert, wirken diese Bilder wie Photographien des Alls oder wie vergrößerte und bemalte Hirnzellen. Ich habe BVO zugehört, wie er sich kritisch gegenüber Tiefenhirnstimulation äußert, einer Operationsmethode, die für Parkinsonpatienten wie ihn infrage käme. Diese Methode ist Gegenstand einer Performance, die ich im Rahmen von „Pimp your Brain“ mit Jugendlichen erarbeite. BVO hat Bedenken, die Elektroden im Hirn könnten seine eigene Kreativität hemmen.

EINIGE BEGEGNUNGEN SPÄTER. Ich frage BVO, ob er für ein Theaterprojekt als Gesprächspartner zur Verfügung stünde. Mich interessiert seine gedankliche Welt, insbesondere seine Fähigkeit, Gedanken über Wissenschaft, Kunst und Alltagslichkeit zusammenzubringen. Er ist einverstanden, ich freue mich. Wir vereinbaren einen ersten Gesprächstermin nach dem Sommer.

NACH DEM SOMMER. Ich rufe an. „Ich bin in der Klinik“, seine Antwort. Ich besuche ihn. Und jetzt beginnt eine andere Geschichte.

DIE UHR TICKT. Die folgenden Monate werde ich Zeuge, wie BVO sich verändert und sich treu bleibt. Innerhalb kürzester Zeit wird BVO mehrfach operiert, magert ab: Ich erkenne ihn kaum wieder, und er bereitet sich auf den Tod vor. Selbst in diesen Momenten interessiert sich BVO für alles: Wie sein Körper die Schmerzen produziert, die ihn fast in den Wahnsinn treiben, für Literatur, die er, da er sie nicht mehr lesen kann, in seinem Kopf „begeht“, für Musik, für Politik. Es stapeln sich um ihn herum Bücher, und bald hängt in seinem Krankenzimmer ein großes Bild von ihm.

EIN ZITTERNDER SCHATTEN. Der Einfachheit halber nenne ich Herrn Professor Benedikt Volk Orłowski in diesem Artikel BVO. Aus ihm ist dann eine Theaterfigur entstanden, die nie auf der Bühne auftaucht, aber den ganzen Abend ausmacht: Meier. Vielleicht ist es wichtig, zu sagen, dass BVO meinen Theaterstext, der aus den Gesprächen und Begegnungen zwischen uns entstanden ist, nicht gegengesehen hat. Manche Texte, die an diesem Abend gesagt werden und als Zitat daher kommen, sind Zitat, andere nicht. Die Begegnungen eines Jahres sind hier im Subjektiven aufgegangen, meiner Subjektivität und der aller Mitwirkenden. Der Text ist nicht dokumentarisch und doch ein Dokument. Das Dokument einer Begegnung, Dokument eines entstehenden Phantasieraumes. Bei vielen Texten weiß ich genau, ob sie von BVO stammen, und bei anderen, dass sie von

mir sind. Bei einigen weiß ich es nicht mehr so genau. Der Text ist Produkt des Zwischenraums zwischen BVO und mir.

DIE SELTSAMEN VERSCHMELZUNGEN MEINER HERKUNFT. In meiner Familie gibt es in jeder Generation Ärzte und Heilkundige. Meine beiden Großväter waren Ärzte, und der eine Großvater, den ich miterlebt habe, war begeisterter Bergsteiger, Hobbycellist und schrieb sich ab und zu auch Monologe auf den Leib, die er als Chefarzt seiner versammelten Ärztesgesellschaft darbrachte. Wie der Applaus aussah, weiß ich nicht. Aber er war jemand, der verschiedene Lebensaspekte in seiner Person zusammenbringen und auch ausagieren wollte. Spezialistentum hat er verlacht, vermute ich. Mit zunehmendem Alter wurde er immer kritischer gegenüber dem medizinischen Apparat und seinem Können. Als Jugendlicher war ich praktisch jedes Jahr einmal im Spital, damit man mir Knochen flickt oder mich in einen Tomographen schiebt. Die Tode in meiner Familie fanden bisher in Spitälern statt. In der Umgebung eines Spitals fühle ich mich zu Hause. Vielleicht war es ein Echo aus meiner Biographie, das mich veranlasst hat, BVO anzusprechen, als ich ihm auf dem Parkinsonkongress begegnete. Sofort war ich berührt von den verschiedenen Ebenen, die bei ihm immer beteiligt sind, wenn er von einer Sache spricht: Kunst, Wissenschaft, Krankheit und ganz alltägliches Leben. Schmerz soll man wertschätzen. Das Nichtwissen soll man wertschätzen. Das Hirn ist ein Wunder, ein sensibles Instrument, dem der Mensch erst einmal gerecht werden muss, bevor er mit technischen Mitteln eingreift. Haubenmeisen sind bewundernswerte Flieger. Der „Nachsommer“ von Stifter ist herrlich. BVO's Gedanken kreisen, tasten einen Bereich ab, springen zum nächsten, geben ihm dieselbe Wertschätzung und springen weiter. Ein sich ständig aufladender assoziativer Kosmos, der immer wieder die präzise Beobachtung als Ausruf und seine eigene Unwissenheit in Kauf nimmt. Diesem Denken will ich begegnen, mit der Absicht, daraus einen Theaterabend zu machen, der ebenso offen und assoziativ, zugleich wissenschaftlich begründet, diese Themenfelder abtastet, wie es BVO tut.

DAS HAT DOCH SO VIEL MIT LEBEN ZU TUN. BVO sagt sofort zu. „Ich bin an jedem Austausch interessiert“. Ich springe in die Luft vor Freude, und als ich ihn nach den Sommerferien besuchen will, und er in der Klinik liegt, nimmt das Ganze doch eine sehr viel ernsthaftere Wendung, die aber irgendwann immer noch, in unterschiedlichen Graden, Aspekte eines Spiels hat, wenn auch eines mit tödlichem Ausgang.

BVO IST SCHWER ERKRANKT. Zu seinem Parkinson kommen kaum operierbare Entzündungen, ein kaputtes Hüftgelenk und weitere Problemfelder. Acht Monate wird er im Spital verbringen, sechs Operationen erleben, dem Tod nahe kommen und ihn erwarten – seltsamerweise tritt er nicht ein.

ICH HAB DEM TOD EIN SCHNIPPCHEN GESCHLAGEN. Als die Aussicht auf ein Leben außerhalb des Klinikbettes nur noch mit Tiefenhirnstimulation denkbar wird, entschließt sich BVO sogar für diese Operation, die er für sich immer abgelehnt hat. Ich hätte es gut verstanden, wenn er keine Besuche mehr von mir gewollt hätte. Aber ich darf BVO besuchen, immer wieder, über die Monate. Ich schalte mein Aufnahmegerät ein. Krankheit, Tod, Operationen, Schmerz, Suppen, Dostojewskij, gutes Fleisch – über Wochen streut er mir aus seinem immer schwächer werdenden Körper Gedanken in mein Gerät und meine Ohren. Als Wissenschaftler weiß er, wie ein Schmerz entsteht. Er sagt es auch im Moment des Schmerzes und ist fasziniert von ihm. Ich besuche ihn, besuche ihn, und im November verabschieden wir uns voneinander. Wir beide glauben nicht an ein Wiedersehen. Aber es geht weiter und weiter. Warum hat er überlebt? Die Liebe zu den Dingen, sagt er, zur Natur, zu seiner Familie, zur Literatur, die Liebe von seiner Familie, der Pflege. BVO kommt hier zu einfachen Worten. Vielleicht hat er einfach nur Glück gehabt. Jetzt ist er wieder zu Hause und kann durch seinen Garten gehen. Meier sagt: Die Elektroden ermöglichen mein Wichtigstes: das Zusammensein mit meiner Familie, und würgen mein Wichtigstes ab: meine künstlerische Lust. Ich bin gerettet und beraubt im selben Augenblick. Ich bin darüber glücklich und unglücklich im selben Augenblick. Es ist großartig, es ist schrecklich. Wenn ich meine Familie nicht hätte, ich wäre lieber reines Hirn geworden.

Ein Theaterstext ist irgendwann geschrieben und abgeschlossen. Mein autobiographischer Text ist voll von biographischen Elementen, Lügen und Hochrechnungen. Die Theaterfigur Meier ist etwas anderes geworden als BVO. Eine Projektion, die durch diese Begegnung ermöglicht wurde. Diese Projektion kann ich beschreiben, während ich BVO lieber weiter besuche. Für all das und viel mehr möchte ich Benedikt Volk Orłowski von ganzem Herzen danken.

WOLLEN WIR UNENDLICH SEIN?

DAS THEATERPROJEKT „ALS WIR MENSCHEN WAREN“ BASIERT AUF EINER ZUSAMMENARBEIT DES THEATER FREIBURG MIT DEM INSTITUT FÜR ETHIK UND GESCHICHTE DER MEDIZIN DER UNIVERSITÄT FREIBURG. DER DRAMATURG JOSEF MACKERT SPRICHT MIT DR. OLIVER MÜLLER ÜBER NEUE FRAGEN UND DIE AUSWIRKUNGEN DER BIOTECHNOLOGIEN AUF UNSER SELBSTVERSTÄNDNIS:

ALS WIR MENSCHEN WAREN

Premiere am 9.10.10, 20 Uhr
Regie: Thomas Krupa

JOSEF MACKERT Ethische Reflexion hat die Medizin schon immer begleitet. Als akademische Disziplin allerdings, die sich systematisch mit ethischen Fragen der Medizin und damit auch immer mit der modernen Biotechnologie befasst, hat sich die Medizinethik erst in den 60er Jahren in den USA entwickelt. Sind die Fragen, die sich auf dem Gebiet der Medizin stellen, so dringlich geworden, dass sie eine eigene Institution erzwingen haben?

OLIVER MÜLLER Tatsächlich ist es so, dass Medizin und Biotechnologien in den letzten Jahrzehnten so viele neue Fragen – oder alte Fragen in neuer Form – auf-

werfen, dass die philosophische oder theologische Ethik das nicht mehr mit abdecken kann. Daher ist es wichtig, dass sich interdisziplinär angelegte Institute, in denen mit Klinik und Grundlagenforschung zusammengearbeitet wird, um die durch die Biotechniken veränderten Grundfragen kümmern: Wie kann ich in einer durch die Biotechnologien komplexer werdenden Welt handeln? Was bedeuten die weitreichenden technischen Eingriffe in das Leben für den Verantwortungsbegriff? Oder überhaupt die alte Frage: Was ist ein gutes Leben? Die Institutionalisierung der Medizinethik hat aber auch Schattenseiten. In der Praxis hinken viele Mediziner dem biotechnischen Fortschritt hinterher und betreiben Ethik mit bestimmten „Messmethoden“ – Ist Autonomie gegeben? Schadet dies oder jenes dem Patienten? –, wodurch viele Mediziner so nahe an die Technologien geraten, dass der Vorwurf, Bioethik sei dazu da, die Biotechniken zu legitimieren, durchaus berechtigt ist; der „embedded ethicist“ macht das Fach unglaubwürdig. Wir brauchen zwar keinen dämonisierenden, aber einen kritischen und dialektischen Blick auf die Medizintechnologien.

JM Wenn die These stimmt, dass das Aufkommen dieser Institutionen etwas mit Paradigmenwechsel in der Sache selbst zu tun hat, was hat sich da genau verschoben? In dem Buch „Tief im Hirn“ von Helmut Dubiel findet sich der Hinweis, dass die medizinische Forschung auf der Suche nach Mitteln der Heilung in vielen Bereichen den Umschlagspunkt erreicht hat, wo es nicht mehr um Heilung, sondern um Verbesserung – „enhancement“ – geht, mit der Folge, dass wir immer öfter fragen müssen, ob wir das, was wir tun können, auch tun sollen. Markiert das einen epochalen Wandel?

OM Neu ist derzeit in der Tat die Optimierungsabsicht, die mit einer zunehmenden Invasivität der Technik einhergeht, also mit einem immer tieferen Eindringen in den Körper. Die Idee der Verbesserung unserer Natur hat verschiedene Gründe, sie hängt vielleicht mit der utopistischen Dimension des Menschseins über-

MAN KÖNNTE SAGEN, DASS
DIE POLITISCHEN UTOPIEN ABGELÖST WURDEN
DURCH KÖRPERUTOPIEN.
MAN KORRIGIERT DEN MENSCHLICHEN
KÖRPER ZU EINEM „BESSEREN“ ARBEITS-KÖRPER
– UND NICHT MEHR DIE
GESELLSCHAFTLICHEN UMSTÄNDE.

haupt zusammen. Man könnte aber sagen, dass die politischen Utopien abgelöst wurden durch Körperutopien. Man korrigiert den menschlichen Körper zu einem „besseren“ Arbeits-Körper – und nicht mehr die gesellschaftlichen Umstände. Es liegt in der Logik der Technisierung selbst, nicht mehr nur zu reparieren, sondern auf die Verbesserung des Gegebenen zu zielen – auch wenn es die biologische Grundlage unseres Seins ist.

^{JM} Trotzdem wurde ja auch im Prozess unserer Arbeit immer wieder die Frage gestellt, ob der Traum einer künstlichen Verbesserung des Menschen nicht schon immer im Menschen angelegt war. Wir haben uns zum Beispiel mit literarischen Figuren beschäftigt wie Pygmalion, Golem, Homunculus, Frankenstein, Olympia, oder, seit es den Film gibt, Figuren wie Maria in „Metropolis“. Das christliche Abendland lebt mit der menschlichen Projektion eines Gottes, der die Menschen aus einem Klumpen Lehm formt und ihnen Atem einhaucht. Tragen also nicht auch wir, die wir in diesem Weltbild bekanntlich das Ebenbild Gottes sind, von Anfang an die prometheische Sehnsucht in uns, das menschliche Leben zu modellieren, zu einem Kunstwerk zu machen, das Leben künstlich besser zu machen?

^{OM} Am Beispiel solcher Figuren stellt sich die Frage, ob es tatsächlich immer um die Sehnsucht ging, den hilflosen Körper mit biotechnologischen Mitteln zu verbessern, oder ob hier nicht die Idee des Gottgleichwerdens durchgespielt wird, in denen das Biotechnologische nur das Anschauliche ist. Aber klar, je weiter diese Geschichten in die Moderne rücken, wenn Goethe im „Faust II“ vom Homunculus erzählt oder Mary Shelley von Franksteins Monster und seinem Schöpfer, dann verbindet sich der Menschheitstraum des Gottgleichwerdens mit der Homo-faber-Idee der technischen Kontrollierbarkeit. So scheinen auch heute in den scheinbar rationalen Biotechnologien die mythischen Selbsttransformationen wieder aufzuleben.

Aber eigentümlich ist – und das scheint mir ein Unterschied zu den alten Geschichten zu sein –, dass der Maßstab der technischen Selbst-Modellierung nun in dem technisch Möglichen selbst liegt, dass die Technik die Selbst-Modellierung geradezu erzwingt. Günther Anders hatte von der „prometheischen Scham“ gesprochen, von dem Gefühl der Unzulänglichkeit angesichts der eigenen technischen Produkte. Dies hat die paradox erscheinende, aber in technischer Hinsicht stimmige Konsequenz, dass man sich selbst, seinen Körper, seinen Geist der Perfektion und Effektivität der Technik angleicht. Aus der anthropologischen Vision ist das Selbst-Update geworden.

Daher ist es kursorisch zu behaupten, die Biotechniken seien „nur ein Mittel“ und es komme darauf an, wie sie eingesetzt werden. Typisch für Technisierungsprozesse ist vielmehr die Umkehrung des Zweck-Mittel-Verhältnisses. Das heißt: Die Mittel selbst sowie ihre Anwendung und Optimierung sind zum Zweck des Handelns geworden.

^{JM} Gleichzeitig führt das dazu, dass sich die Menschen gegenüber der Technik auf einmal als defizient beschreiben. Wir sind nicht mehr so präzise wie eine Maschine. Wir haben geringere Speicherkapazitäten als unsere unendlich vernetzbaren Computer und können schon lange nicht mehr so schnell rechnen wie sie. Sie haben uns überholt und wir beginnen, uns ihnen gegenüber abhängig zu fühlen. Es sei denn, wir entwickeln – wie die Transhumanisten – im Gegenteil genau aus diesem Verhältnis die Vision, vermittels einer neuen Verbindung von Mensch und Maschinen den defizitären Menschen zu überwinden und zu etwas viel Perfekterem vorzudringen. Sloterdijk hat in seinem Buch „Du musst Dein Leben ändern“ den Menschen ein pontifikales, also brückenbauendes Lebewesen genannt. Aber in der Vision der Transhumanisten strebt der Mensch eher danach, die Brücken hinter sich abzubauen und den Menschen zu überwinden, um – mit einer Formel von Ray Kurzweil – „unsere Biologie von der Krankheit wegzuprogrammieren“ oder gar, um unsterblich zu werden.

^{OM} Im Sinne einer methodischen Dramatisierung könnte man sagen, dass die Transhumanisten das Programm explizit machen, das letztlich hinter vielen Biotechnologien steht. Die Transhumanisten reden von einer Art Übermensch, aber in einer ganz anderen Weise als Sloterdijk oder Nietzsche. Es geht nicht darum, eine Ästhetik der Existenz zu überschreiten und zu großen Einsichten und Taten fähig zu sein, Transhumanisten versuchen den aus technischer Perspektive schlecht funktionierenden Körper – Gelenkverschleiß, Gedächtnisverlust, Verkalkung, etc. – zu „reprogrammieren“, um letztlich das reine biologische Fortexistieren zu garantieren. Der radikale Transhumanismus versucht, den Tod abzuschaffen.

Dahinter steckt die Idee, Unsterblichkeit zu erreichen, indem man das biologische Substrat eines Menschen ewig weiterleben lässt. Warum das gut sein soll, bleibt aber unklar – leitend ist nicht die Frage nach dem gelingenden Leben, wie man glücklich werden kann, hinter den Umbaumaßnahmen steht die technisch diagnostizierte Fehleranfälligkeit des menschlichen Körpers.

^{JM} Müssen wir die Entwicklung in ihren Folgen eher pessimistisch beschreiben und befürchten, dass alle jetzt schon möglichen Optimierungsprozesse letztlich einhergehen mit einem Verlust an Autonomie, Freiheit, Würde?

^{OM} Ich glaube nicht, dass dem transhuman umgebauten Wesen diese personale Eigenschaften oder Wertzuschreibungen vorsätzlich genommen werden. Doch wird sich die Art und Weise, wie mit sich selbst umgegangen wird, gravierend ändern. Darüberhinaus ist jede Technik auch eine Art Standardisierungsvorgang. Jede etablierte Technik führt dazu, dass sie auch eingesetzt werden muss. Die Idee, es gibt die Technik und ich setze sie ein oder nicht, ist naiv. Wenn Biotechnologien Lern- und Arbeitsprozesse so beeinflussen, dass nur der technisch optimierte Mensch gute Jobs bekommt, wird man sich kaum noch „frei“ entscheiden können, ob man die biotechnologische Aufrüstung seiner selbst machen lässt oder nicht.

^{JM} Du hast in einem Aufsatz unsere Situation als die eines Übergangs vom Homo faber zum Homo creator beschrieben. Wir haben daraufhin unterschiedliche Forschungsbereiche angeschaut und stehen jetzt vor der Frage, ob hinter unseren Forschungsanstrengungen nicht tatsächlich die kryptoreligiöse Sehnsucht des Menschen steht, sich selbst zum Schöpfer über das Leben zu machen?

^{OM} Dieses Selbst-Schöpfer-Werden ist eine der bemerkenswerten Umbrüche in der Biotechnologie. In der sogenannten „Synthetischen Biologie“ will man auf molekularer Ebene neue Lebensformen schaffen, Organismen, die es in der Natur noch nicht gibt. Sie hat also andere „ontologische Ziele“ als die klassische Biotechnologie: Während diese auf einer „metaphysischen“ Grundlage, die Natur als Ressource zu sehen, sie so manipuliert, dass man aus ihr möglichst viel herausziehen kann, versteht die Synthetische Biologie die Welt als ergänzungsbedürftige Schöpfung, in die man quasi als Ko-Schöpfer neue Lebensformen einsetzen kann. Der Begriff des Homo creator kann den Blick für diese veränderte Einstellung zur Natur schärfen. Das ist mit der Enhancement-Thematik vergleichbar: Das Sich-selbst-neu-erschaffen durch Biotechnologie ist von dem Homo faber-Paradigma, das versucht Körperfunktionen, wiederherzustellen, zu unterscheiden. Hinter der biotechnologischen Optimierung steht die Idee, sich selbst so neu zu erfinden, dass man besser als von Natur aus „funktionieren“ kann.

^{JM} Können wir angesichts unserer technischen Möglichkeiten und der hohen Eindringlichkeit der biotechnologischen Forschung überhaupt noch alternativ diskutieren? Oder sind wir diesen quasi autopoietischen Beschleunigungsprozessen zwischen Forschungen und Märkten nicht einfach ausgeliefert? Bleibt uns eigentlich noch etwas anderes, als verstehend nachvollziehen, was sich da alles ereignet?

^{OM} Leider nein. Was möglich ist – und das ist vielleicht schon Gewinn genug –, ist tatsächlich Verzögerung, sozusagen Entschleunigung. Mehr kann man nicht erreichen durch ethische Debatten. Wir leben in einer Welt politischer Aushandlungsprozesse und Ethik kann durch Argumente und Gründe für Entschleunigung sorgen, so dass im Zögern Raum zum Nachdenken entsteht – der politische Entscheidungen und ihre rechtliche Kodifizierung doch etwas verändern kann.

^{JM} Könnte ein überraschender Nebeneffekt sein, dass wir wieder intensiver darüber nachdenken, was eigentlich unser Leben wertvoll macht und auf was wir uns konzentrieren sollen?

^{OM} Das wäre natürlich zu wünschen, auch wenn ich da Zweifel hätte. Die Gespräche etwa, die zurzeit zwischen Neurowissenschaftlern und Buddhisten geführt werden, in denen versucht wird, diese Disziplinen zusammenzuführen, um das Spirituelle neurobiologisch zu verstehen, sind mir persönlich ein bisschen unheimlich, denn sie sind symptomatisch für die Tendenz, dass Biotechnologien zu Anthropotechniken werden. Was nicht heißt, dass wir unser kulturelles Erbe über Bord werfen müssen. Aber es werden sicher Meditationstechniken entwickelt werden, die zwar aus buddhistischer Tradition kommen, die aber gleichzeitig biotechnologisch unterstützt, „optimiert“ werden.

Ray Kurzweil sagt:

„JETZT WERDEN UNSERE GESUNDHEIT, UNSERE BIOLOGIE,
UNSERE MEDIZIN ZU INFORMATIONSTECHNOLOGIEN. UND DAMIT UNTERLIEGEN
SIE AUCH DEM GESETZ DER BESCHLEUNIGTEN ERTRÄGE UND
DES EXPONENTIELLEN WACHSTUMS.
GESUNDHEIT, BIOLOGIE, ALTERN UND KRANKHEIT WERDEN NUN ALS
INFORMATIONSPROZESSE BEGRIFFEN, UND DAMIT VERFÜGEN
WIR ÜBER DIE PRAKTISCHEN MITTEL, DAS ENDE DES TODES ABZUSEHEN, DA UNSER
WISSEN ÜBER DIESE DINGE EXPONENTIELL WÄCHST.
ICH GLAUBE, DASS WIR NUR 15 JAHRE VON EINEM WENDEPUNKT ENTFERNT
SIND, AB DEM WIR JEDES JAHR MEHR ALS EIN JAHR ZU
UNSERER VERBLEIBENDEN LEBENSERWARTUNG HINZUFÜGEN WERDEN. UND DAS
GEFÜHL, DASS UNSERE ZEIT RAPIDE ABLÄUFT, WIRD
SCHLIESSLICH EIN ENDE HABEN.“